



Dr. Gabriele Andretta
Präsidentin des Niedersächsischen Landtages

G E D E N K S T U N D E

anlässlich des 80. Jahrestages der Reichspogromnacht

9. November 2018

Begrüßung
Dr. Gabriele Andretta

Ansprache
Dr. Yvonne Koch, Düsseldorf
Überlebende des KZ Bergen-Belsen

Vortrag: „Erinnerung und Abwehr“
Professor Dr. Samuel Salzborn
Zentrum für Antisemitismusforschung/Technische Universität Berlin

Schlusswort
Dr. Gabriele Andretta

Musikalisches Programm

„Aubade“, Solo für Flöte von Marius Flothuis (1914 - 2001): Konny Chen, Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover
„Mir lebn eybik“, Finale der Revue „Mojsche halt sich“ von Lejb Rosenthal (1943, Wilnaer Ghetto): Kantorin Svetlana Kundish, Braunschweig

Begrüßung

Präsidentin Dr. Gabriele Andretta: Meine Damen und Herren, wir wollen nicht vergessen. Wir wollen erinnern, gedenken, nachdenken. An diesem besonderen Tag, dem 80. Jahrestag der Reichspogromnacht, heiße ich Sie alle im Niedersächsischen Landtag willkommen. Mein erster Gruß gilt denjenigen, die den Holocaust überlebt haben und heute als Gäste bei uns sind: Frau Dr. Koch, die als Zeitzeugin berichten wird, Frau Gröne, Frau Müller und Herr Korman. Ein herzlicher Gruß gilt ebenso ihren Angehörigen.

Für die Landesregierung begrüße ich den Ministerpräsidenten Stephan Weil und Minister Tonne. Für das Parlament begrüße ich die Vizepräsidenten Herrn Busemann und Herrn Oesterhelweg. Ferner begrüße ich Herrn Toepffer, den Vorsitzenden der CDU-Fraktion, sowie meine Kolleginnen und Kollegen aus dem gesamten Parlament. Für die Stadt Hannover begrüße ich den Oberbürgermeister Schostok und für die Region Hannover die stellvertretende Regionspräsidentin Michalowitz.

Ebenfalls freut es mich sehr, Dr. Samuel Salzborn, Professor am Zentrum für Antisemitismusforschung der TU Berlin, begrüßen zu dürfen. Professor Salzborn wird heute über „Erinnerung und Abwehr“ vortragen.

Ein herzlicher Willkommensgruß gilt Herrn Fürst, dem Vorsitzenden des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden von Niedersachsen, und Frau Wettberg, der stellvertretenden Vorsitzenden der Israelitischen Kultusgemeinden von Niedersachsen. Ebenso freue ich mich, dass Vertreter vieler jüdischer Gemeinden und der christlichen Kirchen heute bei uns sind. Ich begrüße Herrn Prälat Professor Bernard sowie Frau Radtke und Frau Dr. Gäfgen-Track. Ich bin dankbar, dass Sie alle diese Gedenkstunde mit uns teilen.

80 Jahre - fast ein Menschenleben - ist die Reichspogromnacht her. Nur wenige Zeitzeugen können noch von den damaligen Schrecken und den Grausamkeiten berichten. Deshalb bin ich froh, dass nun in einem Video die Holocaust-Überlebende Henny Simon, geborene Rosenbaum, zu uns spricht. Ich danke der Gedenkstätte Ahlem, die uns das Interview zur Verfügung gestellt hat. Als Henny Simon in der Gedenkstätte Ahlem ihr Video zur Reichspogromnacht sah, sagte sie: „Jetzt weiß ich, dass unsere Geschichte weiterlebt, wenn wir bald nicht mehr sind.“ Am 4. April 2017 ist sie in den USA gestorben.

(Einspielung des Videos)

Für Henny Simon - so sagt sie - war der 9. November 1938 der „Anfang vom Holocaust“. Ihre angstvolle Vorahnung bewahrheitete sich: Ihren behinderten Bruder verschleppten die

Nationalsozialisten aus einem Wohnheim in die Tötungsanstalt Brandenburg und ermordeten ihn. Als 16-Jährige wurde sie mit ihrer Mutter vom Sammellager Ahlem am 15. Dezember 1941 nach Riga deportiert. Die beiden gehörten zu den mehr als tausend jüdischen Hannoveranern, die diesen Weg antreten mussten - die wenigsten sollten ihn überleben. Im Ghetto Riga und in den folgenden Konzentrationslagern erwarteten sie Zwangsarbeit, Kälte, Hunger und ständige Todesangst. Ein Erschießungskommando tötete ihre erkrankte Mutter im Hochwald von Riga. Henny Simon überlebte mehrere Lager und den Todesmarsch. Auch ihr Vater überlebte - ihm war 1940 noch die Ausreise nach Shanghai geglückt.

Die Reichspogromnacht geschah auf Anweisung Adolf Hitlers, unter der Regie von Joseph Goebbels und der NSDAP sowie ihrer verschiedenen Organisationen, vor allem der SA und der SS. Die Untaten und Verbrechen passierten aber nicht nur in der Reichspogromnacht, sondern in den Tagen vom 7. bis zum 11. November. Die Gewalt verbreitete sich von den Städten bis in das Hinterland und in die kleinsten Orte. Neben Hannover, Braunschweig, Oldenburg, Göttingen, Osnabrück oder Schaumburg waren auch Orte des Weserberglandes, des Harzes, der Lüneburger Heide, Ostfrieslands oder des Emslands betroffen. Marodierende Gruppen von SS und SA verwüsteten im gesamten Deutschen Reich Tausende jüdische Wohnungen und Geschäfte. Sie steckten Synagogen in Brand. Ihrem brutalen Treiben schlossen sich vielerorts spontan Männer und Frauen aus der Bevölkerung, sogar Jugendliche, an. Viele schauten zu, andere schauten weg. Der Mob demütigte, misshandelte, tötete jüdische Menschen oder trieb sie in den Selbstmord. Für den 9. und 10. November dokumentierte ein interner Parteibericht der NSDAP mindestens 91 Tote. Das bedeutet im Klartext: 91 Morde. Tatsächlich lag die Zahl der Opfer weit höher, sie wird heute auf zwischen 400 und 1 300 Tote geschätzt. Keine Zahlen gibt es über die Misshandlungen an jüdischen Männern, Frauen und Kindern.

Als Anlass für das Pogrom nutzte die NSDAP propagandistisch ein Attentat. Am 7. November 1938 schoss der 17-jährige Herschel Grynszpan in Paris auf den Diplomaten Ernst Eduard vom Rath, der am 9. November seinen Verletzungen erlag. Grund für Grynszpans Tat war, dass seine polnisch-jüdische Familie Ende Oktober 1938 gemeinsam mit Tausenden anderen in Deutschland lebenden Polen jüdischen Glaubens gewaltsam aus Hannover ins deutsch-polnische Niemandsland deportiert worden war. Dieses Attentat wirkte aber nur als Funke. Dass er einen Flächenbrand auslöste, dafür sorgte der bei vielen Deutschen tief verankerte Antisemitismus. Dieser war seit 1933 Staatsziel: 1938 hatten die Gesetze der Nationalsozialisten den Juden bereits ihre Bürgerrechte so gut wie genommen, ihre wirtschaftliche Existenz größtenteils zerstört und sie sozial ausgegrenzt. Wie

schutzlos sie in der immer feindlicher werdenden Gesellschaft lebten, zeigten die Pogrome auf brutale Weise. Das war auch die Absicht der Nationalsozialisten, die jüdische Mitbürgerinnen und Mitbürger zur Emigration bewegen wollten. Die Stufenleiter der Unmenschlichkeit war damit aber noch nicht zu Ende beschritten. Der 9. November 1938 markierte den Übergang von der Diskriminierung zur systematischen Verfolgung und Vernichtung. Danach folgten Deportationen, Ghettoisierung und schließlich der systematische Völkermord.

Geschichte wiederholt sich nicht. Doch sie legt uns heute Lebenden die Verantwortung auf, aus ihr zu lernen. Das gilt wohl für nichts mehr als für den Holocaust. Es geht dabei nicht nur um die Aufarbeitung der historischen Ursachen und der historischen Schuld, sondern auch - und ich möchte sagen: vor allem - um die daraus erwachsende Verantwortung, unsere Verantwortung, für die Zukunft. Und wer in die Zukunft blickt, muss sich der Gegenwart stellen. Wir erleben täglich mehr und mehr, wie die Demokratie herausgefordert wird. Juden in Deutschland erfahren erneut Hass und Gewalt. Mich erschrecken Zahlen wie die aus einer aktuellen Studie, wonach mehr als jeder vierte Deutsche der Aussage zustimmt, dass Juden nicht zu uns passen. Wie menschenverachtende Gesinnung in offene Brutalität umschlagen kann, wenn Hassende sich ermutigt fühlen - das zeigt die Reichspogromnacht.

Unsere Demokratie muss eine wehrhafte Demokratie sein. - Was zeichnet aber eine wehrhafte Demokratie aus? - Streitbare Demokratinnen und Demokraten verteidigen ihre Werte entschlossen. Sie stellen sich schützend vor diejenigen, die bedroht werden. Sie gebieten denen, die hetzen, Einhalt und lassen sich nicht von den zunehmenden Angriffen auf Humanismus und Menschenrechte lähmen. Die Erinnerungen an das Novemberpogrom und den Holocaust legen uns die Verantwortung auf, in unserem Engagement gegen Antisemitismus nicht nachzulassen, Mitgefühl zu zeigen und zu handeln. Auch wir im Landtag sind dazu aufgefordert.

1938 stand die große Mehrzahl der Deutschen abseits, als ihre jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger geschmäht, geschunden, verhaftet, ausgeraubt und erschlagen wurden. Stille Missbilligung gab es, doch sie bewirkte wenig, änderte nichts. Dies dürfen wir nicht vergessen. Es sind die Taten, die zählen. Ich zitiere die Worte Roman Kents, des Auschwitz-Überlebenden und Präsidenten des Internationalen Auschwitz Komitees: „Sich zu erinnern ist jedoch nicht genug. Taten! Taten sind genauso existenziell wie Gedanken.“ Dazu mahnt uns die Geschichte, dazu mahnen uns die menschlichen Schicksale, die sich dahinter verbergen.

Dr. Yvonne Koch, die nun das Wort an uns richten wird, kam als 10-Jährige im November 1944 aus der Slowakei in das Konzentrationslager Bergen-Belsen, getrennt von ihren Eltern, umgeben von fremden Frauen, ohne Zuwendung, inmitten von Verhungerten. Frau Koch, Sie geben Ihre Erinnerungen in Vorträgen und Gesprächen weiter. Damit setzen Sie sich dem Schmerz aus, sich stets aufs Neue an die schlimmste Zeit Ihres Lebens erinnern zu müssen. Sie tun dies aber, weil Sie spüren, wie wichtig es für die nachfolgenden Generationen ist, mehr über diese Zeit zu erfahren. Dass Sie dies auf sich nehmen, dafür gebühren Ihnen höchste Anerkennung, Respekt und unsere Dankbarkeit.

Ansprache: Dr. Yvonne Koch, Überlebende des KZ Bergen-Belsen

Dr. Yvonne Koch: Sehr verehrte Frau Präsidentin! Sehr verehrte Damen und Herren! Im November 1944 wurde ich als 10-jähriges Kind aus einem katholischen Klosterinternat in der Slowakei, in dem meine Eltern mich untergebracht hatten, in das Konzentrationslager Bergen-Belsen deportiert. Mit 59 anderen slowakischen Frauen habe ich drei oder vier Tage in einem Viehwaggon der Deutschen Reichsbahn verbracht. Ich war ein Kind und wusste nicht, was mit mir passiert. Meine Eltern hatten mir nicht erklärt, warum viele Menschen - nicht nur Juden, sondern auch Sinti, Roma und Homosexuelle - einfach verschleppt wurden. Meine Erlebnisse in Bergen-Belsen sind mir jetzt, wo ich 85 Jahre alt werde, noch immer so gegenwärtig, als ob sie gerade erst passiert wären. Diesen „Rucksack“ mit Erinnerungen trage ich mein ganzes Leben lang. Erst als ich 70 Jahre alt war, habe ich vor einer Schulklasse das erste Mal darüber gesprochen.

Im Zusammenhang mit Bergen-Belsen erinnere ich mich insbesondere an den Zählappell. Dieses dreistündige Martyrium fand jeden Morgen ab 5 Uhr statt. Die Einsamkeit, die Kälte, die Schäferhunde. Wenn man sich bewegte, haben die Aufseherinnen gerufen: Fass! - Die Hunde haben ihre Opfer zu Boden gerissen und oft auch getötet. Wer nicht gestorben ist, wurde erschossen. Auf diese Weise habe ich täglich Menschen sterben sehen.

Ich war damals doch erst zehn Jahre alt und habe schrecklichen Hunger gehabt. Ich habe schrecklich gefroren. Niemand hat sich um mich gekümmert. In Büchern oder Dokumentationen ist häufig von der Solidarität unter den Häftlingen die Rede. Ich habe so etwas nicht erfahren. Auch das bisschen Essen, das ich hatte, wurde mir weggenommen. Meine Rübensuppe und das kleine Stückchen Brot, das wir dazu erhielten, habe ich oft nicht bekommen. Wegen der Kälte und dem Hunger bin ich, sooft es möglich war, durch das Lagergelände gelaufen. Neben der Küchenbaracke war ein Abfallhaufen. Dort waren Kartoff-

felschalen. Diese Kartoffelschalen habe ich „gestohlen“ - man durfte so etwas nicht tun. Ich habe sie in die Tasche meines blauen Mantels gesteckt und bin zurück zu meiner Baracke gelaufen. In unserem Schlafraum mit den Pritschen war ein kleiner eiserner Ofen. Dort habe ich mir diese Kartoffelschalen warm gemacht. Das war mein Ritual. Nach dem Zählappell bin ich alleine über das Lagergelände gelaufen und habe in dem Abfallhaufen nach Kartoffelschalen gesucht.

Einmal - ich weiß nicht, wann das war - hat mir eine Frau in Häftlingskleidung ein paar selbst gestrickte Handschuhe geschenkt. Sie waren aus dem Material der Pferdedecken hergestellt, unter denen wir geschlafen haben. Diese Handschuhe haben für mich eine ganz große Bedeutung eingenommen. Sie waren in dieser Zeit die einzige Form von menschlicher Wärme, die ich erlebt habe. Ich habe sie natürlich auch wegen der Kälte getragen, aber sie waren für mich noch sehr viel wichtiger: Ich war ein Kind, und jedes Kind hat eine Puppe oder einen Teddybären. Diese Handschuhe waren ein Ersatz dafür. Ich habe sie auch nachts immer bei mir gehabt. Ich habe in dieser Zeit sehr viel gebetet. Ich habe eigentlich keine Todesangst gehabt. Ich habe gebetet und daran geglaubt, dass mein Gott mich nicht verlässt. Daran habe ich fest geglaubt.

Ich möchte hier nicht alle Geschichten, die ich in meinem „Rucksack“ mit mir herumtrage, erzählen. Eines muss ich aber berichten: Jeden Tag lagen mehr Leichen auf dem Lagergelände, weil man sie nicht mehr beerdigen konnte. Meine Mutter hatte schwarze Haare. Ich bin zwischen den Leichenbergen herumgelaufen und habe meine Mutter gesucht. Alle Menschen mit schwarzen Haaren habe ich umgedreht, um zu sehen, ob es sich um meine Mutter handelt. Unter ihnen waren auch welche, die noch geatmet und gelebt haben. Es ist wohl schwer zu glauben, wenn ich das jetzt sage: In dieser Situation hätte ich auch eine tote Mutter haben wollen. Hauptsache, ich finde sie! Ich war sehr unglücklich darüber, dass ich nicht wusste, wo meine Mutter war. Ich war abgestumpft, meine Gefühle hatten sich auf das Primitive reduziert. Ich habe nur darauf gewartet, dass meine Eltern kommen und mich endlich holen. Aber ich war ganz auf mich allein gestellt.

Als die Engländer uns befreiten, lag ich schon im Koma. Ein englischer Soldat überprüfte die Baracken und sah, dass ich noch atmete. Er brachte mich in ein Lazarett. Damit kam ich vom Unmenschlichen in das Menschliche. Ich erwachte in einem weißen Bett. Meine Handschuhe hatte ich in der Hand. Die Schwestern oder die Ärzte hatten die Bedeutung der Handschuhe für mich erkannt. Sie haben sie desinfiziert und mir dann wieder zurückgegeben. Etwas anderes ist mir aus Bergen-Belsen nicht geblieben; alles ist verbrannt worden. Als ich einmal in einer Schule als Zeitzeugin gesprochen habe, hat sich ein kleiner Junge gemeldet und gesagt: Es kann nicht stimmen, was Sie erzählen. Sie haben

doch erzählt, dass in dem Lager so viel Dreck war. Die Handschuhe waren aber sauber. - Erst zu diesem Zeitpunkt ist mir klar geworden, dass die Engländer die Handschuhe desinfiziert und mir dann wieder in die Hand gegeben haben müssen. Heute sind sie in einer Vitrine im Dokumentationszentrum Bergen-Belsen ausgestellt.

Wie habe ich den Weg zurück in das normale Leben gefunden? Meine Eltern waren nicht deportiert worden. Sie hatten überlebt. Als ich meine Eltern in Prag wiedersah, war mein Zustand sehr schlecht. Ich war ein Wrack. Damals war ich elf Jahre alt. Mein Vater war Arzt. Er wollte, dass ich zunächst körperlich wieder auf die Beine komme. Er brachte mich in einem Schwimmverein unter und legte großen Wert darauf, dass ich dort regelmäßig trainiere. Dieses Schwimmen, die tägliche Aktivität, hat mir sehr geholfen. Vorher war ich in der Schule die schlechteste Schülerin. In der Zeit in Bergen-Belsen hatte ich das Schreiben und Lesen verlernt. Deshalb bekam ich auch Nachhilfe. Ich hatte den Glauben an die Menschen verloren. Bei dem Schwimmen erfuhr ich, dass ich immer besser werde, wenn ich regelmäßig trainiere. Ich wurde tschechoslowakische Meisterin im Schwimmsport. Je besser ich im Sport wurde, desto besser habe ich mit gleichaltrigen Kindern mithalten können. Ich habe Selbstvertrauen zurückbekommen. Vorher hatte ich durch die Erlebnisse im Lager sehr viele Minderwertigkeitskomplexe.

In meinem ganzen Leben - auch heute noch - hatte ich eine große Selbstdisziplin. Ich hätte meinen Weg in der Schule, im Berufsleben und im Privatleben und meine Aufgaben als Mutter nicht bewältigen können, wenn ich diese Selbstdisziplin nicht entwickelt hätte. Ich habe in meiner Heimatstadt Bratislava Abitur gemacht. Anschließend habe ich Mikrobiologie studiert, promoviert und habilitiert. Ich habe dann eine Stelle an der Universität in Bratislava bekommen. Auf einem internationalen Kongress habe ich meinen Mann kennengelernt. Wir haben 1965 geheiratet. In meiner ursprünglichen Heimat gibt es für mich niemanden mehr. Viele sind gestorben. Ich bin Einzelkind. Meine Heimat ist Deutschland.

Wir haben sehr lange in den USA gelebt. In den 1980er-Jahren habe ich als Mikrobiologin an einem Forschungsprojekt über Aids mitgearbeitet. In unserer Freizeit haben wir viele Kunstaussstellungen besucht. Wie gesagt, habe ich mithilfe meiner Selbstdisziplin den Alltag einigermaßen bewältigen können. Es gab aber einige Situationen, in denen ich an meine Erlebnisse im Lager erinnert wurde. In einer Kunstaussstellung in Washington, DC hing ein riesiges Bild von Jackson Pollock. Das Abstrakte, die schwarzen Elemente auf dem weißen Grund - ich habe die Leichenberge in Bergen-Belsen gesehen. Ich habe vor meinen Bekannten und Kollegen einen Nervenzusammenbruch bekommen. Eine ähnliche Situation habe ich beim Skifahren in St. Anton erlebt. Am Bahnhof ist ein Zug mit Viehwaggons mit Rindern vorbeigefahren. Auch dort habe ich einen Nervenzusammenbruch

bekommen. Ich habe meine Ski weggeworfen, und meine Kinder haben gefragt: Was ist los mit unserer Mama? - Durch meinen „Rucksack“ mit Erinnerungen, über den ich nie gesprochen habe, war ich immer ein bisschen „komisch“.

Damals herrschte eine Zeit - egal ob es die Täter oder die Opfer betraf -, in der man über den Nationalsozialismus nicht gesprochen hat. Das bewährte Rezept lautete: Verdrängen. Jedes Trauma verdrängen. Auf diese Weise bin ich 70 Jahre alt geworden, bevor ich das erste Mal über meine Kindheit gesprochen habe. Ich muss sagen: Ich habe mich sogar geschämt, dass ich in einem Konzentrationslager war. Niemand von meinen Schulfreundinnen in Bratislava hatte so etwas erlebt. Ich wollte nicht, dass jemand davon erfährt. Obwohl mein Vater Arzt war, war das Lager auch in meinem Elternhaus ein Tabuthema. Man hat nicht darüber gesprochen. So bin ich groß geworden.

Als mich vor einigen Jahren eine Schule gebeten hat, einen Vortrag zu halten, habe ich sehr lange darüber nachgedacht. Dann habe ich zugesagt. Ich habe festgestellt, dass die Generation meiner Enkelkinder wissen will, wie alles gewesen ist. Sie wollen die Wahrheit. Ich habe eine so große Resonanz erfahren, dass ich - wenn meine Kräfte es erlauben - dieser jungen Generation auch weiterhin mitteilen will: Auch die schlechteste Demokratie ist besser als ein totalitäres System. Wenn Jugendliche sich nicht mit der Vergangenheit befassen und auch niemanden haben, der sie ihnen erklärt, können sie die Gegenwart nicht verstehen.

Frau Präsidentin, meine Damen und Herren, Menschen wie ich, die über das Unmenschliche des Nationalsozialismus aus eigenem Erleben berichten können, werden bald nicht mehr unter Ihnen sein. Das Erinnern daran darf aber nicht aufhören. Der ehemalige Bundestagspräsident Dr. Norbert Lammert hat einmal gesagt: „Ohne Erinnerung gibt es weder Überwindung des Bösen noch Lehren für die Zukunft.“ - Danke für Ihr Zuhören.

**Vortrag: „Erinnerung und Abwehr“, Professor Dr. Samuel Salzborn,
Zentrum für Antisemitismusforschung/Technische Universität Berlin**

Professor Dr. Samuel Salzborn: Hitler habe den Menschen einen neuen kategorischen Imperativ aufgezwungen, schrieb Theodor W. Adorno in der *Negativen Dialektik*, den Imperativ, „ihr Denken und Handeln so einzurichten, daß Auschwitz nicht sich wiederhole, nichts Ähnliches geschehe“. Dieser Imperativ hat bis heute nichts von seiner zwingenden Notwendigkeit verloren, auch wenn manche meinen, ihn historisieren zu können.

Am 80. Jahrestag der Reichspogromnacht ist der Antisemitismus allgegenwärtig. Allgegenwärtig in Form von palästinensischen Banden, die tagtäglich Israel terrorisieren, allgegenwärtig in Form von rechten und linken Verbündeten des antisemitischen Mobs in Europa, die zusammen mit Islamist(inn)en demonstrieren oder - mal der eine, mal der andere - verantwortlich zeichnen für Gewalt- und Propagandataten gegen Jüdinnen und Juden. Die antisemitischen Vernichtungsdrohungen des Iran stehen nach wie vor im Raum. Bei iranischen Konferenzen von Holocaust-Leugner(inne)n in Teheran tummeln sich regelmäßig rechte wie linke Antisemit(inn)en aus aller Welt, der islamische Antisemitismus agiert weltweit mit brutalstem Terrorismus. Und der jüngste Terroranschlag im amerikanischen Pittsburgh hat auch den antisemitischen Kern des rechten Weltbildes deutlich gezeigt.

Heute also, da Antisemitismus nicht einfach eine abstrakte Bedrohung, sondern wieder blutige Realität geworden ist, stellt sich die Frage nach der Erinnerung erneut. Gerade die antisemitische Gegenwart erzwingt die Notwendigkeit der Erinnerung, erzwingt es, zu ertragen, dass der aktuelle Antisemitismus auf der Tradierung einer Erinnerungsverweigerung fußt, bei der bis heute im nationalen und vor allem familiären Gedächtnis die Weigerung in die Einsicht dominiert, dass - je nach Alter - der eigene Vater oder die eigene Mutter, der eigene Opa oder die eigene Oma, der eigene Uropa oder die eigene Uroma schuldig waren. „Schuldig“ meint dabei Schuld in einem vielfältigen Sinn: die Schuld, weggesehen zu haben, die Schuld, die offensichtlichen Lügen der Nazis geglaubt zu haben, die Schuld, die Straßenseite gewechselt zu haben, wenn einem ein Jude oder eine Jüdin entgegenkam, die Schuld, Freundschaften beendet zu haben, die Schuld, Ehepartner/innen verlassen zu haben, die Schuld, denunziert zu haben, die Schuld, nicht in jüdischen Geschäften gekauft zu haben, die Schuld, Jüdinnen und Juden nichts verkauft zu haben, die Schuld, Angestellte entlassen zu haben, die Schuld, Raubgut und enteignete Waren gekauft zu haben, die Schuld, von Raub und Plünderung der deutschen Soldaten profitiert zu haben, die Schuld, den sogenannten Feindsender nicht gehört zu haben, die Schuld, von Hitler fasziniert gewesen zu sein, die Schuld, geglaubt zu haben, die Juden seien der Ursprung der eigenen Unzulänglichkeiten, die Schuld, die Nazis gewählt zu haben, die Schuld, in einer der unzähligen Situationen des Alltags geschwiegen zu haben. Schuld, die weit früher beginnt, als beim handgreiflichen Mord, Schuld, von der so gut wie keine deutsche Familie frei ist, die aber nach wie vor von der Mehrheit der Kinder und Enkel in ihrer eigenen Familiengeschichte nicht aufgearbeitet wurde bzw. aktiv verharmlost und geleugnet wird.

Antisemitismus ist der schmerzhafteste Ausdruck der Unwilligkeit und der Unfähigkeit, die eigene Vergangenheit als eine Vergangenheit der unerträglichen Verstörung aufzuarbei-

ten. Deshalb tut man den Opfern auch ein weiteres Mal Gewalt an: eine Gewalt der Erinnerungsverweigerung, eine Gewalt des Vergessens. Die neuen Antisemit(inn)en ertragen die Verstörung nicht, sie ertragen nicht, dass sich für sie nichts Positives, nichts Konstruktives aus Auschwitz ergibt, sondern dass sie das Erbe der Barbarei nur verarbeiten könnten, wenn sie zunächst einmal bereit wären, es zu ertragen. Wie Theodor W. Adorno in *Schuld und Abwehr* schreibt: „Man darf vielleicht sagen, daß eigentlich nur der vom neurotischen Schuldgefühl frei ist und fähig, den ganzen Komplex zu überwinden, der sich selbst als schuldig erfährt, auch an dem, woran er im handgreiflichen Sinne nicht schuldig ist.“

Die Täterschaft der eigenen Eltern oder Großeltern verschwindet dadurch eben nicht, dass sie verleugnet oder unbearbeitet verdrängt wird. Sie bleibt bei den Kindern und Enkeln, mit Thanos Lipowatz gesprochen, „anderswo“ im Unbewussten und kann von dort wieder, an anderer Stelle, ins Bewusstsein zurückkehren. Die infantile Lüge, die schon Alexander und Margarete Mitscherlich als psychischen Abwehrmechanismus beschrieben haben, nach der man im Nationalsozialismus „nur“ dem Führer gefolgt und von diesem verraten worden, also eigentlich selbst Opfer gewesen sei, wird von der Kinder- und Enkelgeneration tradiert: als doppelte Lüge über die eigenen Eltern und Großeltern, deren Täterschaft emotional und symbolisch stets präsent geblieben ist, dauerpräsent im Alltag, etwa in Familienfotoalben mit Wehrmachts- und SS-Uniformen, auf Postkartensammlungen „von der Front“, durch weiterhin in Wohnungen befindliche (umgenutzte) Waffenschränke, durch lokale Aufmarsch- und Initiationsorte, die von Schützen- und Heimatvereinen weiter genutzt wurden - ich erinnere an die aktuelle Debatte über den Bückeberg bei Hameln -, durch Vertriebenentreffen mit geschichts- und gebietsrevisionistischer Rhetorik und völkischer Brauchtumpflege, durch NS-Bauwerke, deren Architektur auch nach Entfernung der Hakenkreuze nazistisch geblieben ist, durch das Nachwirken von bis heute öffentlich erhaltener NS-Kunst - von Leni Riefenstahl bis Arno Breker, wie wir unweit von hier am Maschsee bis heute sehen können -, durch rechtsextreme Parteien wie die Sozialistische Reichspartei oder den zeitweilig sogar an der Regierungskoalition beteiligten Block der Heimatvertriebenen und Entrechteten, durch zahlreiche Altnazis in Ministerämtern und vieles mehr.

Sie blieb aber eben auch in den völkischen und antisemitischen Begriffen präsent, die von der Großeltern-Generation in den 1950er- und 1960er-Jahren weiter verwandt wurden, in ihrem Raunen und Imitieren des vermeintlich Jüdischen, wenn ein Repräsentant des Zentralrates der Juden im Fernsehen zu sehen war, ihrem antisemitischen Nachäffen, ihrem Festhalten an den „deutschen Tugenden“, die eben in ihrem zutiefst repressiven und frei-

heitsfeindlichen Kern - Ordnung, Pünktlichkeit, Sauberkeit etc. - nicht vom Nationalsozialismus „missbraucht“ wurde, sondern ihn konsequent vorbereitet haben, in ihren Erziehungsidealen der Härte und Schmerzfreiheit, in ihrem Hass auf Amerika und die Sowjetunion, dem öffentlich goutierten Umweg des Antisemitismus in einer Reformulierung als Antiamerikanismus und Antikommunismus, ihrem regressiv-nationalen Jubel über den bundesdeutschen Gewinn der Fußballweltmeisterschaft 1954, ihrer klammheimlichen Freude über die antisemitische Schmierwelle 1959/60 und ihrer Sympathie für Bundeskanzler Konrad Adenauer, der diese antisemitischen Straftaten „Lümmeln“ zuschrieb, denen man „eine Tracht Prügel“ geben müsse, und sie damit bagatellierte und zugleich an die von Mitscherlich/Mitscherlich beschriebene antisemitische Phantasie anschloss, doch für seine Wut- und Zornaffekte eben nicht verantwortlich zu sein, weil ja doch nur ein Kind und insofern infantil. Alle diese und noch viele andere Momente prägten die Sozialisation, in der eben doch andauernd „vom Krieg“ erzählt wurde.

Jede/r wusste, dass es unzählige Täter/innen gab, aber niemand wagte zu erkennen, dass diese Täter/innen Abend für Abend mit am eigenen Esstisch saßen, als „vom Krieg“ die Rede war, von dem man dann in der Schule erfuhr, dass es ein *deutscher Vernichtungskrieg* war, dass die Nazis Millionen von Menschen ermordet hatten in diesem und während dieses Krieges, ahnend, dass es einen Zusammenhang geben *musste* zwischen allgemeinem Geschichtslernen und eigener Familiengeschichte, aber sich dieses niemals eingestehend und deshalb die familiäre Täterschaft verdrängend in das Unbewusste, aus dem es dann als Schuldabwehr, als Israelhass, als Palästinensersolidarität wieder hervorbricht. Die Unerträglichkeit der barbarischen Gewalt, die in Person von Vater oder Mutter, Oma oder Opa täglich mit am Tisch saß, das Wissen, dass diese Menschen, die man über alles geliebt hat, genau die antisemitischen Mörder/innen gewesen sein *mussten*, von denen man in der Schule hörte, war so unerträglich, dass es verdrängt wurde. Und so wurden die Täter/innen im Familiengedächtnis sogar zu Opfern umgelogen, wenn Kinder und Enkel der Nazi-Täter/innen ihre Eltern bzw. Großeltern in der Erinnerung zu Opfern stilisierten, da sie einerseits eben kein präzises Wissen über die NS-Vergangenheit und die Shoah hatten - oder haben wollten - und zugleich die Eltern bzw. Großeltern als Opfer von Bespitzelung, Terror, Krieg, Bomben und Gefangenschaft wahrgenommen wurden, wie die familienbiografische Studie *Opa war kein Nazi* gezeigt hat. Da die Kinder- und Enkelgeneration der NS-Täter/innen Letzteres aber moralisch verurteilte und für „schlecht“ und „böse“ hielt, wurden die eigenen Eltern und Großeltern zu Widerstandskämpfer(inne)n und Opfern des Nationalsozialismus umgelogen. Historische Schätzungen zeigen hingegen aber, dass der Anteil derer, die potenziellen Opfern des Nationalsozialismus tatsächlich

geholfen haben, bei ungefähr 0,3 Prozent liegt, was etwa 200 000 Menschen bei einer Bevölkerung von rund 70 Millionen entspricht. Insofern ist es völlig ausgeschlossen, dass auch nur ein Bruchteil derer, die sich selbst in Opfer- oder Widerstandsgeschichten ihrer Familien ergehen, damit auch eine Realität beschreiben.

Die Verachtung, der Zorn, die Wut, die Trauer, ja auch das Mitgefühl und die Depression waren insofern durchaus vorhanden, sie wurden aber nicht gegen die gerichtet, die sie verdient hatten: gegen die eigenen Eltern und Großeltern, sondern abermals projiziert gegen die Überlebenden und ihre Nachkommen, die man verantwortlich machte für die Erinnerung, dafür, dass man irgendwo tief in seinem Unbewussten eingeschrieben hatte und das ahnende Wissen niemals würde loswerden können, dass die eigenen Eltern oder Großeltern Teil der antisemitischen Vernichtungspraxis waren, dass sie konkret die Täter/innen waren, von denen man im Geschichtsunterricht abstrakt gehört hatte. Dieses unbewusste Wissen ist das psychische Erbe des Antisemitismus, das wie ein Alb auf den Kindern und Enkeln - und bald auch Urenkeln - der Täter/innen lastet. Denn, wie Alexandra Senfft gesagt hat, „kein Geschichtsbuch, kein Film, keine Veranstaltung und keine Ausstellung werden zur Aufklärung führen, wenn wir nicht den persönlichen Bezug erkennen.“ Die heutige Elterngeneration hat die Auseinandersetzung mit ihren Eltern, also den Täter/innen des Nationalsozialismus - von wenigen Ausnahmen abgesehen -, entweder in Gänze unterlassen oder hinter kryptischen Formeln der Kritik am Nationalsozialismus als „Faschismus“ und „Überwachungsstaat“ versteckt und damit den antisemitischen Kern der NS-Politik geleugnet.

Die sowohl aus der verschweigenden wie der rationalisierenden Form der Erinnerungsverweigerung an die konkreten Täter/innen während des Nationalsozialismus resultierende emotionale Erbschaft der Nicht-Aufarbeitung wird an die Enkelgeneration weitergegeben, die nun wiederum noch deutlichere Formen der Erinnerungs- und Schuldabwehr an den Tag legt, weil sich die Nicht-Reflexion verdoppelt: Denn mit der Hinterfragung der eigenen Eltern wäre notwendig eine doppelte Kritik verbunden, die unmittelbare an ihnen als Eltern - die jeden individuellen Emanzipationsprozess begleiten muss, soll er gelingen - wie auch die an ihrer unkritischen Form der Entsorgung der eigenen - individuellen wie kollektiven - Vergangenheit im (Nicht-)Dialog mit der Großeltern-Generation.

All die verdrängte Wut und der verschobene Hass auf die unbewussten Familienerbschaften und die Nicht-Aufarbeitung der eigenen Familiengeschichten richten sich nun wieder bei der Generation der Nachgeborenen gegen die Juden und ihren Staat, der nun militärisch dazu in der Lage ist, sich gegen die Antisemit(inn)en zu wehren. Und der verdrängte Hass tritt auf diesem Umweg wieder ans Licht, einem Umweg, der es ersparte, sich seine

Wut und seinen Zorn gegenüber seinen Eltern und Großeltern eingestehen zu müssen, da man nun nicht mehr sie hassen musste, sondern mit ihnen gemeinsam hassen konnte. So hat, wie Lipowatz sagt, eben „das Unbewußte, das nicht abgeschafft werden kann“, immer „das letzte Wort“.

Antisemitismus war und ist in der bundesdeutschen Geschichte offiziell diskreditiert, trotzdem sowohl in der Nachkriegszeit wie in der Gegenwart weit verbreitet. Quantitative Studien belegen kontinuierlich und bis in die Gegenwart mindestens 15 bis 20 Prozent Antisemitinnen und Antisemiten in der deutschen Gesellschaft. Diese finden sich in allen politischen Spektren, artikulieren sich aber unterschiedlich, wobei nicht übersehen werden darf, dass alle Varianten des Nachkriegsantisemitismus eine Folge und Reaktion auf den NS-Antisemitismus sind, also nicht ohne die Massenvernichtung der europäischen Jüdinnen und Juden gedacht werden können, was heißt, dass jede antisemitische Äußerung in der Gegenwart dieses Erbe der Schuldverantwortung objektiv einschließt, auch wenn es subjektiv nicht intendiert sein muss. Wir finden Antisemitismus in der Gegenwart gleichermaßen im rechten, linken und islamistischen Spektrum wie auch in der gesellschaftlichen Mitte.

Während die gesellschaftliche Mitte vor allem der Ort ist, an dem schuldabwehrende Formen von Antisemitismus zu lokalisieren sind, die seit der Beschneidungsdebatte wieder offen und aggressiv, nun aber moralisch-humanistisch legiert und pseudo-geläutert als ein omnipotenter Überlegenheitsantisemitismus geäußert werden, kommt ihr noch eine spezifische Verantwortung für den gegenwärtigen Antisemitismus zu. Denn die Mobilisierungsmöglichkeiten des Antisemitismus haben ihre Ursache in der Mitte der Gesellschaft, insofern ist das dröhnend laute Schweigen weiter Teile der Gesellschaft zum Antisemitismus auch einer der wesentlichen Gründe für dessen zunehmende Mobilisierungsfähigkeit. Die Mehrheit der Antisemit(inn)en ging davon aus, wie vor allem Werner Bergmann und Rainer Erb gezeigt haben, dass es ein Tabu in der Bundesrepublik gebe, sich antisemitisch zu äußern. Zahlreiche historische Beispiele, wie etwa die Diskussion um die antisemitische Schmierwelle 1959/60, die Fassbinder-Kontroverse oder der Historikerstreit zeigen, dass ein solches Tabu zwar immer in der antisemitischen Phantasie, nie aber in der Realität existiert hat, gleichwohl führte diese Phantasie dazu, dass über lange Zeiträume in der bundesdeutschen Geschichte antisemitische Äußerungen aus der Mitte der Gesellschaft nicht öffentlich, sondern nur halb-öffentlich - etwa am Stammtisch - geäußert wurden. Dies änderte sich mit der Paulskirchen-Rede von Martin Walser 1998, in der Walser Antisemitismus öffentlich salonfähig gemacht hat und seither Äußerungen von prominenten Politikern oder Künstlern aus der „Mitte der Gesellschaft“ dazu fungieren, dass die ohnehin

vorhandenen antisemitischen Einstellungen wieder zunehmend öffentlich sagbar werden. Insofern liegt die Verantwortung der gesellschaftlichen Mitte auch darin, dass in einem öffentlichen Klima, in dem Israelhass und antisemitische Schuldabwehr fortwährend öffentlich kommuniziert werden, auch rechter, linker und islamistischer Antisemitismus wieder alltäglicher werden.

Diese von Antisemit(inn)en aller politischen Spektren geteilte Schuldabwehr steht in direktem psychischen Zusammenhang zu dem gegen Israel gerichteten Antisemitismus und dessen propalästinensischer Orientierung. Denn die Solidarisierungen mit den Palästinenser(inne)n sind in ihrer Projektionsorientierung gerade deshalb so wirkmächtig, weil sie zwei psychische Funktionen erfüllen und insofern eine konformistische Rebellion *par excellence* sind: Auf der einen Seite stellen sie einen vordergründigen Bruch mit der NS-Ideologie dar, auf der anderen Seite handelt es sich aber um keinen Bruch, sondern nur um ein psychisch wirksames Surrogat, in dem das völkische und antisemitische Weltbild des Nationalsozialismus übernommen wird, verbunden mit einer moralischen Scheinabgrenzung. So wird rebelliert, ohne sich selbstkritisch infrage stellen zu müssen.

Was wir heute, in Momenten tiefer Trauer begreifen müssen, ist nicht nur, den Schmerz zu ertragen, ihn als unvermeidbar und unausweichlich auszuhalten. Wir müssen auch begreifen, dass dieser Schmerz gerade von der extremen Rechten weggewischt werden soll, die die Erinnerung abwehrt und das Gedenken bekämpft. Antisemitismus ist immer ein Angriff auf Jüdinnen und Juden, er ist immer ein Angriff auf die Demokratie. Wir erleben gegenwärtig eine tiefe Erschütterung der Demokratie in Deutschland, erstmals in der Geschichte der Bundesrepublik sitzt eine rechtsextreme Partei mit einem zweistelligen Wahlergebnis im Deutschen Bundestag, der Angriff der Antidemokraten auf die Erinnerungs- und Geschichtspolitik läuft auf Hochtouren.

Hitler habe, so sagt einer der AfD-Lautsprecher, „sehr viel mehr zerstört als die Städte und die Menschen, er hat den Deutschen das Rückgrat gebrochen, weitgehend“. Statt sich der Opfer der Shoah zu erinnern, möchte er lieber das Recht haben, „stolz zu sein auf Leistungen deutscher Soldaten in zwei Weltkriegen“. Das heißt im Klartext: stolz auf die Soldaten sein, die den antisemitischen Vernichtungskrieg geführt haben. Ein anderer dieser Lautsprecher will den NS-Begriff „Volksgemeinschaft“ rehabilitieren, da er findet, dass er zu den „völlig unproblematischen und sogar äußerst positiven Begriffen“ gehöre, die nicht benutzt werden. Und noch ein anderer erklärt: „Die AfD ist die letzte revolutionäre, sie ist die letzte *friedliche* Chance für unser Vaterland.“ Bundesweit sind 55 Prozent der Anhänger dieser Partei - wie wir aus repräsentativen Umfragedaten wissen - der Auffassung, Juden hätten in der Welt zu viel Einfluss.

Wer heute erinnert, muss für alle, denen wir das Andenken gegen die deutsche Barbarei des Nationalsozialismus in tiefer Trauer und leidvollem Schmerz zuwenden und damit der rechtsextremen Erinnerungsverweigerung entziehen, sehen, dass in diesem antidemokratischen und völkischen Weltbild der Geist der Vernichtung aufscheint. Ein Geist, den wir Demokrat(inn)en mit allen Mitteln bekämpfen müssen, damit Auschwitz „nicht sich wiederhole, nichts Ähnliches geschehe“.

Schlusswort

Präsidentin Dr. Gabriele Andretta: Wir kommen an das Ende unserer Gedenkstunde. Einen Gedanken möchte ich uns allen noch mit auf den Weg geben. Wie werden wir in 20 Jahren an den Nationalsozialismus erinnern? Wie kann eine lebendige Erinnerungskultur aussehen, die auch die jüngeren Generationen einbezieht? Darüber sollten wir in den Dialog eintreten. Ich freue mich sehr, dass wir heute Schülerinnen und Schüler der Leibnizschule Hannover und der Haupt- und Realschule Heisterberg zu Gast haben, die neue Wege des Erinnerns gehen. Das macht Hoffnung.

Veranstaltungsort: Plenarsaal des Niedersächsischen Landtages

Dauer der Veranstaltung: 11.06 Uhr bis 12.15 Uhr

Niederschrift: Dr. Larissa Schütze,

Stenografischer Dienst des Niedersächsischen Landtages